

# Insel Verlag

## Leseprobe



Saint-Exupéry, Antoine de  
**Bekenntnis einer Freundschaft**

© Insel Verlag  
Insel-Bücherei 2508  
978-3-458-20508-1





Antoine de Saint-Exupéry

**BEKENNTNIS  
EINER FREUNDSCHAFT**

Aus dem Französischen  
von Julia Schoch

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 2508

© dieser Übersetzung Insel Verlag Berlin 2016

BEKENNTNIS  
EINER FREUNDSCHAFT



## I

Als ich im Dezember 1940 durch Portugal fuhr, um in die USA weiterzureisen, erschien mir Lissabon als eine Art lichtetes und trauriges Paradies. Damals war viel von einem drohenden Einmarsch die Rede, und Portugal klammerte sich mit aller Macht an die Illusion seines Glücks. Lissabon, das die bezauberndste Ausstellung der Welt errichtet hatte, lächelte das etwas blasse Lächeln einer Mutter, die von ihrem Sohn im Krieg keine Nachricht hat und nun versucht, ihn allein durch ihr Vertrauen zu retten: »Mein Sohn ist am Leben, sonst würde ich nicht lächeln...« »Seht her«, sagte Lissabon auf dieselbe Weise, »wie glücklich und friedlich ich bin, wie gut beleuchtet...« Der ganze Kontinent bedrängte Portugal, gleich einem wilden Gebirge voll raubgieriger Stämme. Das festliche Lissabon trotzte Europa: »Wie kann man es auf mich abgesehen haben,

wo ich mich doch gar nicht bemühe, mich zu verstecken! Wo ich doch so verwundbar bin!« Die Städte in meiner Heimat waren nachts aschgrau. Dadurch war ich keinerlei Lichtschein mehr gewöhnt. In dieser strahlenden Hauptstadt nun wurde mir leicht unwohl. Wenn es finster ist in der Vorstadt, locken die Diamanten einer allzu grell beleuchteten Auslage die Streuner an. Man kann sie spüren, ganz in der Nähe. So spürte ich um Lissabon die Nacht Europas, durch die Bomberbanden streiften, als hätten sie den Schatz von Weitem gewittert.

Doch Portugal schenkte dem Hunger der Bestie keine Beachtung. Es weigerte sich, an böse Vorzeichen zu glauben. In verzweifelter Vertrauensseligkeit redete Portugal über Kunst. Würde man es wagen, ein Land zu zertreten, das die Kunst so sehr verehrte? Es hatte all seine Meisterwerke hervorgeholt. Würde man es wagen, es inmitten dieser Pracht zu zertreten? Es zeigte seine großen Männer her. Mangels einer Armee und mangels Kanonen hatte es gegen den Kriegsschrott des Angreifers all sei-

ne steinernen Wachposten in Stellung gebracht: Dichter, Erfinder, Eroberer. Mangels Armee und Kanonen versperrte Portugal mit der gesamten Vergangenheit die Straße. Würde man es wagen, es inmitten seines Erbes einer großartigen Vergangenheit zu zertreten?

Voller Melancholie streifte ich Abend für Abend durch die Glanzstücke dieser erlesenen Ausstellung, in der alles nahezu perfekt war, sogar die leise, so taktvoll gewählte Musik, die sanft und verhalten über den Gärten dahinplätscherte, wie die einfache Melodie eines Brunnens. Konnte die Welt wirklich darauf aus sein, dieses wunderbare Gespür für das Maß zu zerstören?

Ich fand Lissabon mit seinem Lächeln trauriger als meine erloschenen Städte.

Vielleicht kennen auch Sie jene leicht sonderbaren Familien, die an ihrem Tisch einen Platz für einen Toten freihalten. Sie leugnen das Unabänderliche. Allerdings schien es mir nie, als wäre dieser Trotz tröstlich. Tote muss man tot sein lassen. Nur so, als Tote, können sie auf eine andere Art wieder anwesend sein. Doch

jene Familien verzögern ihre Rückkehr. Sie machen ewig Abwesende aus ihnen, Gäste, die zu spät kommen für die Ewigkeit. Sie tauschen die Trauer gegen ein leeres Warten ein. Ihre Häuser erschienen mir immer wie in fortdauerndes Unbehagen getaucht, ein Unbehagen, das ungleich stärker würgt als der Kummer. Um den Flieger Guillaumet, der als Luftkurier abgeschossen wurde, habe ich weiß Gott unendlich getrauert. Er war der letzte Freund, den ich verlor. Guillaumet wird kein anderer mehr werden. Er wird nie mehr da, aber er wird auch nie mehr fort sein. Ich habe sein Gedeck, diese sinnlose Falle, von meinem Tisch genommen und einen echten toten Freund aus ihm gemacht.

Portugal aber versuchte, ans Glück zu glauben, und ließ das Gedeck da, genau wie die Lampions und die Musik. In Lissabon gaukelte man sich das Glück derart intensiv vor, als sollte Gott selbst daran glauben.

Die traurige Atmosphäre in Lissabon hatte auch mit der Anwesenheit einer ganz bestimmten Sorte von Flüchtlingen zu tun. Ich

meine nicht die Geächteten, die Asyl suchen. Ich spreche nicht von den Einwanderern auf der Suche nach einem Stück Land, das sie mit ihrer Hände Arbeit beackern können. Ich spreche von jenen, die ins Ausland gingen, um weit weg von der Not ihrer Angehörigen ihr Geld in Sicherheit zu bringen.

Da ich in der Stadt selbst keine Unterkunft bekommen konnte, wohnte ich in Estoril, gleich neben dem Kasino. Ich kam aus einem erbarmungslosen Krieg: Meine Fliegerstaffel hatte neun Monate lang ununterbrochen Deutschland befliegen und im Laufe der einzigen Offensive der Deutschen drei Viertel ihrer Männer eingebüßt. Bei meiner Rückkehr hatte ich die düstere Knechtschaftsatmosphäre und den drohenden Hunger kennengelernt. Ich hatte die stockdunkle Nacht unserer Städte erlebt. Und hier nun, kaum einen Steinwurf von mir entfernt, füllte sich das Kasino von Estoril jeden Abend mit Gespenstern. Lautlose Cadillacs, die so taten, als führen sie irgendwohin, setzten sie auf dem feinen Sand vorm Eingang ab. Sie hatten sich schick gemacht fürs Diner,

wie früher. Sie trugen ihre Plastrons und Perlen zur Schau. Sie hatten sich gegenseitig zu Abendessen unter Statisten eingeladen, bei denen sie sich nichts zu erzählen wussten.

Anschließend spielten sie Roulette oder Bakkarat, je nach ihrem Vermögen. Manchmal schaute ich sie mir an. Ich war weder empört noch in ironischer Stimmung, spürte eher so etwas wie Beklommenheit. Ein Gefühl, das einen im Zoo beim Anblick der letzten Exemplare einer aussterbenden Art erfasst. Sie ließen sich um die Tische nieder. Sie drängten sich um einen strengen Croupier und bekundeten gequält Hoffnung, Verzweiflung, Furcht, Lust und Begeisterung. Wie lebendige Wesen. Sie spielten mit Vermögen, die in diesem Augenblick vielleicht bedeutungslos geworden waren. Sie benutzten Münzen, die vielleicht schon nicht mehr galten. Der Garant der Wertpapiere in ihren Safes bestand vielleicht in Fabriken, die längst beschlagnahmt waren oder – infolge der ständigen Bedrohung durch Bomben – in diesem Moment zusammenstürzten. Sie gaben sich Trugbildern hin. Indem sie einfach weiter-

machten wie bisher, indem sie so taten, als gingen nicht seit Monaten auf Erden alles zu Bruch, zwangen sie sich, an die Rechtmäßigkeit ihres Fiebers zu glauben, daran, dass ihre Schecks gedeckt waren und ihre Übereinkünfte auf ewig galten. Es war unwirklich. Wie ein Marionettenstück. Doch zugleich war es traurig. Vermutlich empfanden sie gar nichts. Ich verließ sie. Ich ging an den Strand, um durchzuatmen. Doch das Meer in Estoril, das Meer eines Seebades, ein gezähmtes Meer, schien mitzutun bei dem Spiel. Als einzigartige weiche, vom Mond beschienene Woge schob es sich in die Bucht, wie ein altmodisches Kleid mit Schleppe.

Auf dem Ozeandampfer traf ich meine Flüchtlinge wieder. Auch vom Ozeandampfer ging eine leichte Beklommenheit aus. Der Ozeandampfer beförderte diese wurzellosen Gewächse von einem zum anderen Kontinent. Ich dachte: »Gern will ich ein Reisender sein, aber kein Emigrant. Ich habe in meiner Heimat so viele Dinge gelernt, die woanders nutzlos wä-

ren.« Doch da zogen meine Emigranten schon ihre Adressbüchlein aus der Tasche, die Überreste ihrer Identität. Sie taten noch immer so, als seien sie wer. Mit aller Macht klammerten sie sich an irgendetwas Bedeutsames. »Wissen Sie, ich bin der und der«, sagten sie, »... ich bin aus der und der Stadt, der Freund von dem und dem ... Kennen Sie ihn?«

Und dann erzählten sie Geschichten von einem Bekannten oder einem wichtigen Posten, von einem Fehltritt oder sonst irgendwas, durch das sie eine Verbindung mit irgendwas herstellen konnten. Doch nichts von dieser Vergangenheit würde ihnen je wieder von Nutzen sein, denn sie wanderten ja aus. Alles war noch ganz warm und frisch, noch lebendig, wie es anfangs die Erinnerungen an eine Liebe sind. Man packt ein Päckchen aus zärtlichen Briefen. Legt ein paar Andenken dazu. Anschließend wird das Ganze mit größtmöglicher Sorgfalt verschnürt. Zunächst entwickelt die Reliquie einen melancholischen Charme. Dann geht eine blauäugige Blondine vorbei und die Reliquie stirbt. Denn auch der Freund, der wichtige

Posten, die Heimatstadt und die Erinnerungen an zu Hause verblassen, wenn sie zu nichts mehr nütze sind.

Sie spürten es genau. So wie Lissabon sich das Glück vorgaukelte, gaukelten sie sich den Glauben an ihre baldige Rückkehr vor. Sie ist süß, die Abwesenheit des verlorenen Kindes! Es ist keine echte Abwesenheit, denn das Elternhaus existiert ja in der Heimat. Ob man sich nun im Zimmer nebenan befindet oder auf der anderen Seite der Erdkugel, macht keinen großen Unterschied. Die Anwesenheit eines Freundes, der sich augenscheinlich entfernt hat, kann spürbarer sein als seine tatsächliche Anwesenheit. Es ist jene des Gebets. Nie habe ich mein Zuhause mehr geliebt als in der Sahara. Nie sind Verlobte ihren Bräuten näher gewesen als die bretonischen Seeleute im 16. Jahrhundert, als sie das Kap Hoorn umsegelten und vor der Mauer aus Gegenwinden zu Greisen wurden. Schon vom Augenblick der Abreise an begannen sie heimzukehren. Auf ihre Heimkehr bereiteten sie sich schon vor, als ihre gewaltigen Hände die Segel hissten. Der

kürzeste Weg vom Hafen in der Bretagne zum Haus ihrer Braut führte übers Kap Hoorn. Meine Emigranten jedoch kamen mir vor wie bretonische Seeleute, denen man die bretonische Braut genommen hatte. Keine bretonische Braut zündete mehr für sie im Fenster ihre bescheidene Lampe an. Nein, sie waren keine verlorenen Kinder. Sie waren verlorene Kinder ohne ein Haus, in das sie zurückkehren konnten. Da erst fängt die wahre Reise an, die den Menschen von sich selbst wegführt.

Wie soll man sich neu erschaffen? Wie das dicke Knäuel aus Erinnerungen entwirren und neu aufwickeln? Dieses Geisterschiff war mit ungeborenen Seelen bevölkert wie die Vorhölle. Die einzig Wirklichen, und zwar so wirklich, dass man sie gern berührt hätte, waren diejenigen, die zum Schiff gehörten und sich durch echte Tätigkeiten auszeichneten, indem sie Tablett trugen, das Kupfer polierten, Schuhe putzten und mit einer gewissen Herablassung die lebendigen Toten bedienten. Nicht die Armut brachte den Emigranten die leise Verachtung des Personals ein. Es fehlte ihnen

nicht an Geld, sondern an Konsistenz. Sie waren nicht mehr Menschen aus einem ganz bestimmten Haus, mit bestimmten Freunden, mit einem bestimmten Leitungsposten. Zwar spielten sie es sich noch immer vor, aber es entsprach nicht mehr der Wirklichkeit. Niemand brauchte sie, niemand würde sich an sie wenden. Wie wunderbar ist doch das Telegramm, das einen mitten in der Nacht aufschreckt und zum Bahnhof jagt: »Komm schnell! Ich brauche dich!« Rasch finden wir Freunde, die uns helfen. Langsam nur verdienen wir uns jene, die unsere Hilfe verlangen. Gewiss, niemand hasste meine Gespenster, niemand beneidete sie, niemand behelligte sie. Aber dafür liebte sie auch niemand mit der einzigen Liebe, die zählt. Ich dachte: Sobald sie angekommen sind, werden sie zu Empfängen und Trostdiners gehen. Doch wer wird an ihrer Tür rütteln, weil er Einlass begehrt: »Mach auf! Ich bin's!« Man muss ein Kind lange nähren, bevor es Forderungen stellt. Man muss einen Freund lange umhegen, bevor er einfordert, was ihm an Freundschaft zusteht. Man muss sich über Ge-

nerationen hinweg zugrunde richten mit der Sanierung des baufälligen Schlosses, damit man es schließlich zu lieben beginnt.

## II

**I**ch sagte mir also: »Das Wesentliche ist, dass vom früheren Leben irgendwo etwas weiter besteht. Die Gewohnheiten. Die Familienfeste. Das Haus der Erinnerungen. Das Wesentliche ist, dass man für die Rückkehr lebt...« Ich fühlte mich plötzlich in meinem Innersten bedroht durch die Anfälligkeit der weit entfernten Pole, von denen ich abhing. Ich lief Gefahr, die wahre Wüste kennenzulernen, und begann ein Geheimnis zu verstehen, das mich schon lange beschäftigte.

Ich habe drei Jahre in der Sahara gelebt. Wie so viele andere habe auch ich über ihren Zauber nachgesonnen. Jeder, der einmal in der Sahara gelebt hat, wo alles nur Einsamkeit und Elend zu sein scheint, weint diesen Jahren als den schönsten seines Lebens nach. Die Worte »Heimweh nach dem Wüstensand, Heimweh nach der Einsamkeit, Heimweh nach der Wei-

te« sind nur literarische Floskeln. Sie erklären nichts. Ausgerechnet an Bord eines Ozeandampfers, auf dem es von Passagieren nur so wimmelte, schien es mir zum ersten Mal, als würde ich die Wüste begreifen.

Zugegeben, so weit das Auge reicht, ist die Sahara nur eintöniger Sand, genauer gesagt ein steiniger Strand, denn Dünen gibt es eher selten. Man badet dort beständig in tiefster Langeweile. Und dennoch erschaffen unsichtbare Gottheiten in ihr ein Geflecht aus Richtungen, Hängen und Zeichen, eine geheimnisvolle und lebendige Muskulatur. Plötzlich ist sie nicht mehr eintönig. Richtpunkte, überall. Selbst eine Stille gleicht dort nicht der andern.

Es gibt die Stille des Friedens, wenn die Stämme versöhnt sind, wenn mit dem Abend Kühle kommt und es scheint, man würde mit eingeholten Segeln in einem ruhigen Hafen rasten. Es gibt die Mittagsstille, wenn in der Sonne Gedanken und Bewegungen aussetzen. Es gibt die trügerische Stille, wenn der Nordwind sich legt und Insektenschwärme, den Oasen des Innern wie Blütenstaub entrissen, vom Oststurm